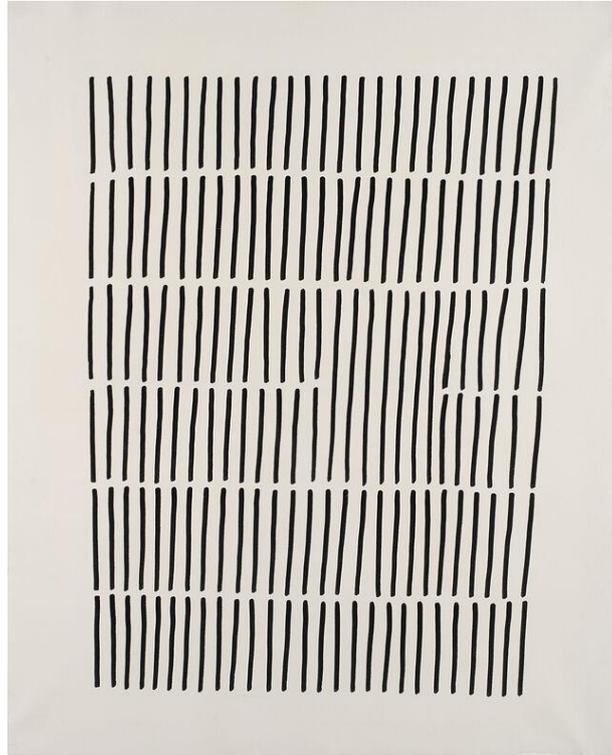


**STEFANIE GOLISCH**

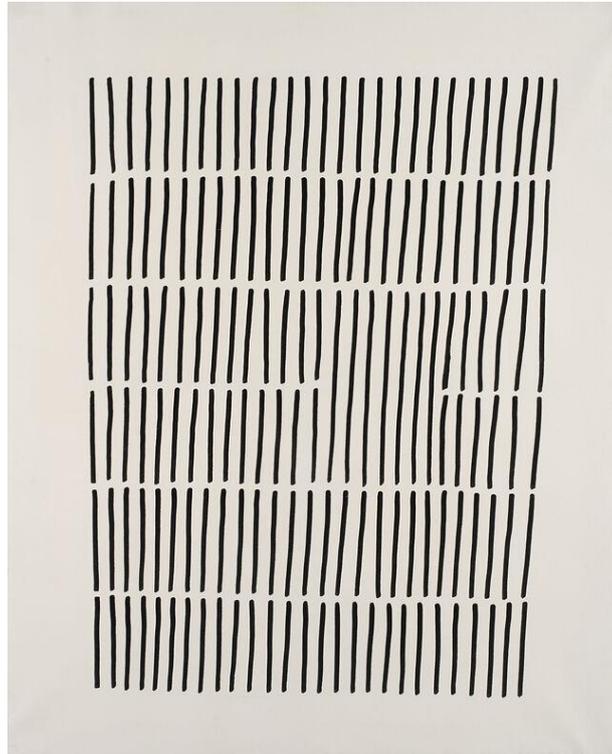
**STORCHNEST**

**Una ricerca di indizi**



**STEFANIE GOLISCH**

**STORCHNEST**  
**Eine Spurensuche**  
(2021)



(Opera di **Arturo Vermi**)

Traduzione di **Francesco Marotta**  
(2022)

**(Berlino-Grunewald, Binario 17)**



(Foto di Andreas Praefcke)

## Storchnest Eine Spurensuche

Ein Ort namens Storchnest.

Wer hier geboren wird, dem kann doch eigentlich nichts Böses zustoßen im Leben. Wo die Störche nisten, Kinder von Störchen aus der anderen Welt, der anderen Zeit gebracht werden.

Ein Ort aus dem Märchenbuch, aber nein, kein Märchen, sondern eine wahre Geschichte.

In Storchnest, heute Osieczna in Westpolen, wurde am 12. August 1871 Julius Kronheim als Sohn einer jüdischen Familie geboren. Mitte des 19. Jahrhunderts gehörte jeder fünfte Einwohner zur jüdischen Gemeinde. Erst im Zuge der Reichsgründung ergriff eine Auswanderungswelle die kleine Stadt: Ziele waren zum einen die aufstrebende Metropole Berlin und zum anderen Amerika.

Auch die Familie von Julius Kronheim muss unter denjenigen gewesen sein, die ihr zukünftiges Glück in der Ferne suchen wollten, denn bereits im Jahre 1893 gründete der junge Mann mit gerade einmal 22 Jahren in der Reichshauptstadt eine Hutfabrik, die er bis zur Zwangsarisierung des Unternehmens im Jahre 1938 führte. Durch seine Ehe mit einer Deutschen war er nach den geltenden Gesetzen für sogenannte *Mischehen* zunächst vor der Deportation geschützt, nach dem Tod seiner Frau Else im Sommer 1944 jedoch war diese Ausnahmeregelung hinfällig geworden, und so entschloss sich Julius Kronheim im Alter von immerhin 73 Jahren in Berlin unterzutauchen. Durch die Hilfe des Ehepaars Wiegand, das ihn, gemeinsam mit anderen Untergetauchten in ihrer Wohnung in Charlottenburg aufnahm, gelang es ihm bis Ende 1944 unbehelligt zu bleiben. Nachdem sein Versteck aufgefliegen war, wurden alle Beteiligten umgehend verhaftet. Im Februar 1945 wurde Kronheim in ein jüdisches Sammellager in Berlin Wedding überstellt und am 27. März mit dem letzten Deportationszug vom Bahnhof Grunewald ins Ghetto Theresienstadt gebracht.

Gemeinsam mit ihm: siebzehn Menschen, die wenige Wochen vor dem endgültigen Zusammenbruch des Dritten Reichs noch der Vernichtung zugeführt werden sollten.

Seit ich vor ein paar Jahren am Bahnhof Grunewald das Gleis 17 entlanggelaufen bin, auf dessen Abschnitten nur die Deportationsdaten und die Anzahl der Deportierten akribisch vermerkt sind, wollten mir diese

achtzehn Menschen einfach nicht mehr aus dem Sinn: diese winzige Fußnote in der gewaltigen Vernichtungsmaschine.

Wer waren sie gewesen, die Insassen dieses letzten, 117. Transportzuges nach Theresienstadt aus dem zu diesem Zeitpunkt bereits vollkommen zerstörten Berlin?

Welche Gedanken und Gefühle mochten sie bewegt haben?

*Und ich hatte es doch fast schon geschafft.*

Aber natürlich ist es eine Anmaßung sich tatsächlich vorstellen zu wollen, was einem Menschen in einer solch ausweglosen Situation bewegt.

Schüttelt.

Achtzehn Menschen.

Achtzehn eigene Welten.

Der eine mag vor Erschöpfung eingeschlafen, der andere vor Erschöpfung hellwach geblieben sein.

Der eine mag gedacht hat: *Lange kann es jetzt nicht mehr dauern.* Der andere: *Jetzt ist alles vorbei.*

Dazwischen: all die von Minute zu Minute sich verändernden Stimmungslagen, denen wir alle nicht nur in ausweglosen Situationen permanent ausgesetzt ist ohne je die Kontrolle über die Atmosphären, in denen wir uns gerade befinden, erlangen zu können.

Achtzehn Menschen.

Achtzehneigene Welten.

Achtzehn Schicksale, von denen ich – abgesehen von den Eckdaten wie Name, Geburtsdatum und Beruf – nur über die wenigstens ein wenig mehr herausfinden konnte.

Zunächst:

Am selben Tag, dem 27. März 1945 verließ – was ich nicht wusste, als ich mit meinen Recherchen begann – noch ein weiterer Deportationszug Berlin, nämlich der sogenannte<sup>63</sup> Ost-Transport: mit zwölf Männern, die eigentlich in das KZ Sachsenhausen im Norden von Berlin und dreizehn Frauen, die nach Ravensbrück in Brandenburg überführt werden sollten. Durch die chaotischen Umstände, die in diesen Lagern zum damaligen Zeitpunkt herrschten, hatte man sich jedoch in letzter Minute entschlossen, die beiden Transporte zusammenzulegen. Fest steht, dass sie gemeinsam am 28. März in Theresienstadt eintrafen.

Eigentlich war ich davon ausgegangen, dass dieser Transport tatsächlich der letzte aus dem Deutschen Reich gewesen war, musste dann aber feststellen – die Daten sind im Internet mühelos zugänglich – dass der *aller*letzte Deportationszug tatsächlich erst am 15. April, also drei Wochen vor der offiziellen Kapitulation, aus Amstetten, einem Außenlager von Mauthausen, in Theresienstadt eintraf.

In ihm:

Siebenundsiebzig Menschen.

Siebenundsiebzig eigene Welten.

Lebensgeschichten.

Vorlieben und Abneigungen.

Charaktervorzüge- und schwächen.

Geheimnisse und Erinnerungen.

Doch zurück.

Zurück zu den insgesamt vierundvierzig Menschen, die auf den beiden Transportlisten aus Berlin vom 27. März 1945 verzeichnet sind.

Wie hatten sie ihren Verfolgern solange trotzen können?

Unter welchen Umständen hatten sie bis *fast* ganz zum Schluss im vollkommen zerstörten Berlin überleben können?

Seit 2008 vermittelt die *Gedenkstätte Stille Helden*, zunächst in unmittelbarer Nähe zur *Blindenwerkstatt Otto Weidt* und seit 2015 als Teil der Dauerausstellung in der *Gedenkstätte Deutscher Widerstand* eine Vorstellung von den unglaublichen Lebenslinien der untergetauchten Juden und ihrer Helfer.

Dabei wird rasch deutlich: Keine Geschichte gleicht der anderen.

So *vielfältig* und *vielschichtig*, so überraschend und zwiespältig, ja so vollkommen unauslotbar wie das Leben selbst sind die menschlichen Irrungen und Wirrungen, von denen man hier erfährt. Unmöglich, sich in derart komplexe, undurchschaubare und unvorhersehbare Situationen hineinzusetzen und sich womöglich ein moralisches Urteil anzumaßen.

Auch die durchaus nahe liegende, immer wieder in bester pädagogischer Absicht gestellte Frage *Wie hätte ich selbst wohl gehandelt?* ist im Grunde vollkommener Unsinn, denn was können wir schon von uns selbst wissen bevor wir nicht tatsächlich einmal so eng an unser Spiegelbild gedrückt wurden, dass kaum noch Luft zum Atmen blieb?

Kleine Abschweifung.

Das Problem unserer durch eine erdrückende Anzahl optimierender Maßnahmen nahezu vollständig verwalteten Welt: dass Menschen eben kaum

jemals dazu gezwungen sind, sich selbst begegnen zu müssen und dadurch im Grunde der Möglichkeit beraubt werden, nicht nur herauszufinden, wer sie in Wahrheit sind, sondern auch, wer sie sein könnten.

Im besten *und* im schlechtesten Fall.

Und in allen Lebenslagen zwischen den Extremen, in denen Gleichgültigkeit fatal und kleine Gesten manchmal einen großen Unterschied machen können.

Doch zurück.

Zu der Liste des sogenannten *Alterstransports* nach Theresienstadt.

Einer Situation, fast so wie wenn man ein öffentliches Verkehrsmittel besteigt und nicht weiß, wem gegenüber man zum Sitzen kommen wird.

Eine zufällige Gruppe von Menschen unterschiedlichen Geschlechts und unterschiedlicher Herkunft, die nur eines gemeinsam haben: sie sind Juden.

(Oder vielleicht sollte man besser sagen: sie sind von den Nationalsozialisten zu Juden erklärt worden.)

Und: Sie sollen vernichtet werden.

Niemand hatte sich diese *Reise* ausgesucht.

Aber alle hatten dafür bezahlt.

Das ist auch so ein Detail.

Ich bin einmal durch Zufall darauf gestoßen: dass den deportierten Juden – ebenso wie den ermordeten Widerstandskämpfern ihre Hinrichtung – die Fahrkostentatsächlich in Rechnung gestellt wurden.

Was die Deportationszüge aus rein betriebswirtschaftlicher Sicht auf die Stufe einer Dienstleistung wie jede andere stellt.

Wer also waren die zufälligen Schicksalsgefährten von Julius Kronheim, dem Hutfabrikanten aus Berlin, dem, in einer Welt, in der alle Welt Hüte trug, zweifellos erfolgreichen Selfmade-man, der ungeachtet seines fortgeschrittenen Alters dem Schicksal getrotzt und sich in die Klandestinität begeben hatte?

Es waren, bis auf drei Ausnahmen, ältere und sogar sehr alte Menschen – Männer und Frauen, die zumeist geschützt durch ihre deutschen Ehepartner die Jahre der Verfolgung irgendwie überstanden hatten. Die jüngeren unter ihnen werden in der Rubrik *Bemerkungen* als *Geltungsjuden* geführt, ein Begriff, der im NS-Jargon diejenigen unter den *jüdischen Mischlingen* bezeichnete, die sich selbst – im Unterschied zu den assimilierten und häufig auch konvertierten Juden – ausdrücklich als Mitglieder der jüdischen Glaubensgemeinschaft verstanden.

Das Vorgehen gegen sie war nicht immer einheitlich und unterlag einem gewissen Ermessensspielraum bei der Auslegung der jeweiligen Identitäten – wobei ab 1942 ein zunehmender Druck festzustellen ist, auch dieser Personengruppe habhaft zu werden, um sie zunächst als Zwangsarbeiter in einem der zahlreichen Arbeitslager des Reichs zu *verwenden*.

Die 46-jährige Modistin Gertrud Cohnreich, der 16-jährige Böttcher Gernot Klein, die 30-jährige Korsettarbeiterin Regina Postrong und der 23-jährige Schneider Alfred Simonowitz: Irgendwie muss es diesen sogenannten *Geltungsjuden* die gesamte Kriegszeit über gelungen sein, sich zu verstecken, bzw. ihre wahre Identität zu verschleiern, bevor sie kurz vor Kriegsende doch noch aufflogen: mag sein, durch ein unachtsames Wort, mag sein, durch Denunziation, mag sein, durch einen dummen Zufall.

Vielleicht aber auch nur, weil es ihnen beim Vorzeigen ihrer gefälschten Papiere nicht gelang, das Zittern ihrer Hände zu unterdrücken.

Zu Alfred Simonowitz, dem jungen Schneider, der 1922 in Tilsit geboren wurde, habe ich einen kurzen Eintrag in der *Holocaust Survivors and Victims Database* des *United States Holocaust Memorial Museum* gefunden.

Der junge Mann wird, so denke ich mir, nach dem Krieg in die USA gegangen sein, um dort, wie man sagt, ein neues Leben zu beginnen.

Wird es tatsächlich ein neues Leben gewesen sein?

Ein erfolgreiches, wie man es sich in Amerika gerne erzählt – und zur Not auch erfindet?

Wird Alfred Simonowitz seinen Kindern von seiner Jugend berichtet haben?

Oder wird er über diese Zeitgeschwiegen, ja sie sogar selbst fast vergessen haben – und seine Kinder sich an seiner statthaben fragen müssen, woher nur, ja woher denn nur all ihre schweren Träume rühren mochten?

Alles Spekulation.

Ich weiß es nicht.

Weiß nichts über das Leben von Alfred Simonowitz und möchte es nicht erfinden.

Weil bestimmt alles ganz anders gewesen ist.

Ein wenig mehr erfahre ich über zwei Frauen, die gemeinsam mit dem ihnen vermutlich vollkommen unbekanntem Alfred Simonowitz zu dieser *Reise* gezwungen worden waren.

Da ist zunächst die bereits erwähnte Korsettarbeiterin Regina Postrong, geb. Schönberg, für die 2010 ein Stolperstein in Berlin verlegt wurde. Regina Postrong war evangelisch getauft, galt jedoch ab 1935, nach Inkrafttreten der

Nürnberger Rassengesetzen wieder als Jüdin. Wahrscheinlich war sie mit einem Deutschen verheiratet, wahrscheinlich hatte sie ein Kind. Ihr Ehemann Hans starb 1937, wodurch sie automatisch ihren Schutzstatus verlor. Belegt ist, dass sie in Berlin zuletzt als Zwangsarbeiterin in einer Gärtnerei beschäftigt gewesen war.

Wie sie sich als alleinstehende junge Frau – vielleicht sogar mit einem kleinen Kind – durch die Kriegsjahre geschlagen haben mag, wissen wir nicht.

Ich stelle mir vor: gehetzt von Quartier zu Quartier.

Ein Leben in ständiger Anspannung und (Todes)furcht vor Entdeckung.

Ich stelle mir vor.

Aber die Wahrheit ist: ich weiß nichts von ihrem Leben. Ihren Gefühlen. Der inneren Welt, nach der sich ihr und unser aller Leben auf unwiederholbare Weise gestaltet.

Zwei Mal noch taucht der Name von Regina Postrong auf alten Listen auf, bevor ihr weiteres Leben im Dunkel verschwindet: 1948 auf der Liste eines DP-Lagers in Bamberg und wenig später auf der eines Passagierdampfersin die USA.

Jung genug war sie, um den Versuch zu wagen, noch einmal von vorne zu beginnen.

Vielleicht ist es ihr sogar irgendwie gelungen.

Auch für die letzte Person auf der Deportationsliste, Estella Marchand geb. Pschatowska, 66 Jahre alt, die als einzige unter der Kategorie *Schutzbäftling* geführt wird, gibt es einen Stolperstein, der 2015 an ihrem letzten Wohnort in der Attilastraße in Berlin Steglitz verlegt wurde.

Unter sogenannten *Schutzbäftlingen* verstand man in der NS-Zeit Menschen, die ohne richterliche Verfügung, vollkommen willkürlich inhaftiert und in Arbeits-, bzw. Konzentrationslager deportiert wurden. Wie es im Fall von Estella Marchand zur Einordnung in diese Personengruppe gekommen war, ist unbekannt.

Fest steht, dass sie in Russland als Tochter des jüdischen Pelzwaren-Großhändlers Samuel Pschatowski geboren wurde. Im Jahr 1900 kam sie zu Verwandten nach Berlin, wo sie 1909 den Chemiker und Apotheker Heinrich Marchand kennenlernte und bereits vor ihrer Heirat zum katholischen Glauben konvertierte. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten war sie durch ihre Ehe mit einem Deutschen zu nächst vor der Verfolgung geschützt. Erst im Frühsommer 1943 wurde sie zum ersten Mal von der Gestapo verhaftet, kam zwischenzeitlich auf Betreiben ihres Mannes wieder

frei, nur um im August desselben Jahres erneut festgenommen zu werden. Wie und wo genau sie die darauffolgende Zeit verbrachte ist unbekannt. Auftauchen tut ihr Name erst wieder auf der Deportationsliste vom 27. März 1945.

Estella Marchand hat das Ghetto Theresienstadt überlebt und ist nach der Befreiung des Lagers wieder nach Berlin zurückgekehrt, wo ihr Mann inzwischen gestorben und ihre Wohnung geplündert und zerstört war. Erst nach einem langjährigen Rechtsstreit wurde sie Ende der 1950er Jahre als Verfolgte des Nationalsozialismus anerkannt. Sie starb kurz vor ihrem 81. Geburtstag am 17. März 1959.

Ich stelle mir vor.

Aber nein.

Ich kann es mir nicht vorstellen: wie die fast 70-jährige Frau aus dem Konzentrationslager nach Hause zurückkehrt.

Aber da ist kein Zuhause mehr.

Und für einen Neuanfang ist es viel zu spät.

Vierzehn Jahre hat Estella Marchand noch in Berlin gelebt.

Hat miterlebt, wie die zerstörte Stadt zu neuem, pulsierendem Leben erwachte.

Und darüber die Schatten der Vergangenheit vergessen wollte, musste, wollte.

Sie aber konnte nicht vergessen, wollte nicht vergessen.

Und fand wohl gerade dadurch die Kraft, gegen alle Widerstände um ihr Recht auf Wiedergutmachung des nicht-wieder-gut-zu-Machenden zu kämpfen.

1959 ist sie, die Tochter eines russischen Pelzhändlers, gestorben.

1956 starb Julius Kronheim, der Hutfabrikant aus Storchnest, mit dem gemeinsam sie nach Theresienstadt deportiert worden war.

Ob die beiden sich einmal in Berlin getroffen haben?

Ob es Solidarität unter den Opfern gegeben hat?

Überhaupt geben konnte?

Oder ob die Scham darüber, einander einst unter derart entwürdigenden Umständen begegnet zu sein einfach zu übermächtig war?

Immerhin hatten Menschen wie Julius Kronheim und Estella Marchand seinerzeit dem wohlhabenden Bürgertum der Stadt angehört.

(Und so verwundert es im Grunde kaum, dass gerade ihr Schicksal am genauesten dokumentiert ist.)

Keine Spuren hinterlassen haben hingegen Arnold Gerron, der Kaufmann aus Görlitz, Else Zöllner, die Näherin aus Berlin, Elisabeth Schröder, die Kindergärtnerin aus Hamburg, Tana Witte aus München, Georg Peretz, der Postschaffner aus Berlin, Hermann Focseneanu, der Buchhalter aus Botosani in Rumänien, Reche Martha Döhm, die Kunstgewerblerin aus Krummfließ, Adolf Leiserowicz, der Kaufmann aus Leipzig, Gernot Klein, der Böttcher aus Hamburg, Maria Nouché aus Kerpen und Erna Böhler aus Berlin.

Der Name von Malwin Glaser, der Nummer 15 auf der Deportationsliste, erscheint noch einmal in den Listen der *Holocaust Survivors and Victims Database* des *United States Holocaust Memorial Museum*, was wiederum ein Hinweis darauf sein könnte, dass er es trotz seines fortgeschrittenen Alters – immerhin war er zum Zeitpunkt der Deportation bereits 69 Jahre alt – noch bis nach Amerika geschafft haben könnte.

Nur von Joseph Birnbaum, dem 70-jährigen Dentisten, gebürtig aus Şerbeşti in Rumänien, erfahre ich aus dem Gedenkbuch für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus im Bundesarchiv, dass er am 26. Juni 1945 in Theresienstadt gestorben ist.

Dazu muss man wissen, dass es in den letzten Tagen vor der Befreiung im Lager durch Überfüllung zu einem Typhus-Ausbruch gekommen war. Ab dem 20. April waren nämlich Tausende von völlig erschöpften, ausgemergelten und kranken Häftlingen aus den inzwischen aufgelösten Lagern im Osten in Theresienstadt eingetroffen, die zahllose Tote in den Waggons mit sich führten. Unter den katastrophalen hygienischen Zuständen, die zu diesem Zeitpunkt im Lager herrschten, verbreitete sich die Seuche unkontrolliert, so dass sich schon bald tausende von Menschen infiziert hatten. Die traurige Bilanz: bis Ende Juni 1945 starben noch einmal rund 1500 ehemalige Häftlinge an Flecktyphus.

Unter ihnen vielleicht auch Joseph Birnbaum.

Wir wissen es nicht.

Am Ende überwiegt unser Nicht-Wissen.

Und die Vorstellungskraft, die manchmal hilft und manchmal nicht, soll hier schweigen.

28. März 1945

Gemeinsam mit dem 117. *Alterstransport* erreicht ein zweiter Deportationszug aus Berlin Theresienstadt: der 63. *Ost-Transport*, 12 Männer

und 12 Frauen, eine von ihnen mit ihrem Neugeborenen, einem kleinen Jungen namens Michael.

Die sogenannten *Ost-Transporte*, die ohne Umwege direkt für die Konzentrationslager im Osten bestimmt waren, fuhren gewöhnlich von einem der belebtesten Bahnhöfe Berlins, dem Anhalter Bahnhof ab. Es waren auch keine Sonderzüge, stattdessen wurden die Waggon direkt an den Morgenzug nach Prag angehängt. Deportierte und normale Reisende saßen also – man muss sich das einmal bildlich vorstellen – in ein und demselben Zug: die einen dort aussteigend, wo sie Geschäfte, Freunde, Familie oder gar ein Urlaubsaufenthalt erwartete, die anderen dem fast sicheren Todentgegen.

Anders als in der Liste des *Alterstransports* gibt bei dem *Ost-Transport* in der Spalte *Bemerkungen* keinerlei Hinweise auf die Lebensumstände der Deportierten. Ersichtlich ist allerdings auf den ersten Blick, dass es sich zumeist um jüngere Menschen handelte, unter ihnen zwei Ehepaare, Ernst und Helene Rychwalski und Hans und Lotte Erber, sowie die Familie Meisels: Großmutter Jenny, Mutter Gisela, erst 20 Jahre alt, und der ein Monate alte Sohn Michael.

Was aus ihnen geworden ist, wissen wir leider nicht, umso besser dokumentiert ist das Schicksal der Geschwister Ralph und Rita Neumann, die zwar ebenfalls auf der Transportliste stehen, denen es aber im letzten Moment gelungen war, aus dem Gefängnis zu fliehen, indem sie sich während eines Bombenangriffs an einer Wäscheleine in die Freiheit abseilen. Durch die Vermittlung des Tegeler Gefängnispfarrers Harald Poelchau und mit der tätigen Hilfe der Journalistin Ruth Andreas-Friedrich gelang es den Geschwistern bis zum Kriegsende in Berlin zu überleben. Ihre Geschichte ist in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand ausführlich dokumentiert.

Auch von dem Schneider Sally Simoni, der Nummer 9 auf der Transportliste, wissen wir, dass er Theresienstadt überlebt hat und unmittelbar nach Auflösung des Lagers nach Berlin zurückgekehrt ist, wo er schon bald eine Familie gründete. Bis 1985 hat er in Pankow (damals DDR) sein Schneidergeschäft geführt und sich in der dortigen jüdischen Gemeinde engagiert. Auch er konnte nur durch die verlässliche Hilfe von Freunden und Bekannten überleben: ein äußerst prekäres Netzwerk standhafter und mutiger Menschen, die über Jahre hinweg in der permanenten Angst vor Entdeckung lebten und die neben ihrer Sorge für die untergetauchten Juden natürlich auch ihr alltägliches Leben in der zunehmend zerstörten Stadt bewältigen mussten.

Eine heutzutage fast unvorstellbare Leistung: in zumeist beengten Wohnverhältnissen noch Platz zu schaffen für diejenigen, die unmittelbar vom Tode bedroht waren.

Die ohnehin knappen Lebensmittelrationen mit ihnen zu teilen.

Die unvermeidlichen menschlichen Spannungen auszuhalten.

Tag für Tag das (Überlebens)notwendige zu besorgen.

Und das nicht für die absehbare Dauer eines Verwandtenbesuchs, sondern für unabsehbare Zeiträume.

In der permanenten Angst vor Entdeckung und deren Konsequenzen für alle Beteiligten.

Ich denke, dass die Geschichten der Geschwister Neumann und Sally Simonis stellvertretend für alldiejenigen gelesen werden können, die keine weiteren Spuren hinterlassen haben.

Wer bis zum März 1945 in Berlin hatte überleben können, hinter dem lag unweigerlich ein komplizierter Leidensweg, ein Hasten von Versteck zu Versteck, ein ständiges Wechselbad der Gefühle, schwankend zwischen tiefster Verzweiflung und der immer wieder aufkeimenden Hoffnung auf ein baldiges Ende der Schreckensherrschaft.

Wie es diesen Menschen gelang, ein solches Leben über Jahre hinweg auszuhalten?

Immer wieder einmal habe ich eine Antwort auf diese Frage gesucht. Und keine einzige gefunden, die als kluge Lebens maxime möglicherweise auch als Orientierung für mein eigenes Leben gelten könnte.

Selbst nicht in dem Erinnerungsbuch von Harald Poelchau, dem Gefängnispfarrer von Tegel, der seit den 1930er Jahren nach eigenen Angaben, mehr als tausend zum Tode verurteilte Häftlinge zu ihrer Hinrichtung begleitet hatte.

Was ich in seinen Aufzeichnungen dieser Jahre stattdessen fand: die vollkommene Abwesenheit von Sentimentalität und Pathos.

Eine glasklare Nüchternheit.

Tun, was getan werden muss.

Immer das, was gerade am nächsten liegt.

Und das Tag für Tag.

So ungefähr muss es damals wohl gewesen sein.

Es ist im Übrigen eine ganz dumme Frage, die wie alle Verallgemeinerungen unwillkürlich auf die falsche Fährte führen.

Jeder Mensch ist seine eigene Welt und weshalb der eine noch vor dem Start aufgibt und es dem anderen gelingt immer wieder aufzustehen und weiterzumachen, weshalb der eine sich aus Gleichgültigkeit oder Angst vor dem Stärkeren duckt und der andere den Mut findet, sich dem Gegner entgegenzustellen bleibt eines der nicht zu entschlüsselnden Rätsel unserer multiplen menschlichen Persönlichkeiten.

Auf jeden Fall.

Nichts außer Namen, Geburtsort, Beruf und Tag der Deportation wissen wir von dem Kaufmann Werner Freundlich (vielleicht, da er in Stolp in Pommern geboren wurde, ein Verwandter des Maler Otto Freundlich?), dem Kaufmann Ludwig Rosenberg, dem Kaufmann Ernst Wilkan, dem Schuster Herschel Brandmann, dem Kaufmann Jacob Lewkowitz, dem Elektriker Marian Blumski, dem Kaufmann Hans Rahmann, dem Hilfsarbeiter Ernst Schlesinger, der Lehrerin Marie Fienkiel, der Familie Meisels, der Putzmacherin Rosa Friedemann, der Buchhändlerin Elisabeth Judelowitsch, der Weberin Rosa Turek, den Schwestern Hermine und Etel Klein aus Warschau, der Schneiderin Gertrud Weisz und von Anna Michalik, ebenfalls aus Warschau.

Namenseinträge in der *Holocaust Survivors and Victims Database* des *United States Holocaust Memorial Museum* für die Ehepaare Erber und Rychwalski, für Herschel Brandmann und Marian Blumski lassen darauf schließen, dass auch sie vermutlich in die USA ausgewandert sind, wo sievielleicht ihren Namen geändert, vielleicht Familien gegründet, vielleicht ein neues Leben begonnen, vielleicht das alte vergessen haben.

Vielleicht aber auch nicht.

Vielleicht ist alles ganz anders gewesen.

Ich weiß es nicht.

Mir fällt ein:

ein jüdisch-stämmiger Amerikaner erzählte mir vor einigen Jahren einmal von seiner Nachkriegs-kindheit in der Bronx, wo er in einer Mietskaserne aufgewachsen war, deren Bewohner fast alle eine Nummer am Unterarm trugen.

Wie er als Kind gedacht hatte: wenn ich erst groß bin, dann werde auch ich so eine Nummer haben!

Wie er es kaum hatte erwarten können, endlich seine eigene Nummer auf den Unterarm tätowiert zu bekommen.

Endlich ein Erwachsener unter Erwachsenen zu sein.

Ein Erwachsener unter Erwachsenen.

Das bedeutet auch einzusehen, dass es nicht auf alle Fragen eine Antwort gibt, und dass die Antworten, die man findet, häufig nicht denjenigen entsprechen, die man erwartet hat.

Auf die Frage nach der vollkommenen Irrationalität der letzten Deportationszüge in einer Phase, in der die Kapitulation des Deutschen Reichs nur noch eine Frage der Zeit war, habe ich eine Antwort bei dem Verfasser einer Chronologie der Judendeportationen, dem 2015 verstorbenen Berliner Historiker Alfred Gottwaldt gefunden, der davon ausgeht, dass diese Entscheidung möglicherweise im Zusammenhang mit der Befürchtung Eichmanns stehen könnte, seine Stellung in Berlin nicht länger rechtfertigen zu können und am Ende doch noch an die Ostfront abkommandiert zu werden.

Ganz einfach.

Storchnest: ein Kindertraum.

Aber jede Kindheit geht einmal zu Ende.

Und dann beginnt das *richtige* Leben.

Und wenn das richtige Leben erst einmal begonnen hat, dann gibt es kein Zurück mehr.

Nach Storchnest nicht und an keinen Ort, an dem einmal alles begann.

Dann ist auch Storchnest am Ende nur noch ein Wort, vielleicht, im Laufe der Zeit, weniger als ein Wort und doch niemals vom Horizont tieferen Wissens vollkommen auszulöschen.

## **Anmerkung**

Alle Informationen, die ich in diesem Text verwende, sind im Internet frei zugänglich. Besonders hilfreich, weil überschaubar gegliedert, ist die folgende Website: [www.statistik-des-holocaust.de](http://www.statistik-des-holocaust.de). Ich habe versucht, den Wahrheitsgehalt der Biographien anhand unterschiedlicher Quellen jeweils abzugleichen. Es ist davon auszugehen, dass eine detailliertere Suche in Spezialarchiven auch die hier undokumentiert gebliebenen Lebensläufe möglicherweise erhellen könnte. Eine solche Suche wäre jedoch eher die Aufgabe explizit historischer Forschung. In diesem Text ist gerade die Dichotomie von Wissen und Nicht-Wissen konstitutiv für seine Form.

Berlin, im August 2021

**(Berlino-Grunewald, Binario 17)**



## Storchnest

### Una ricerca di indizi

Un posto chiamato Storchnest.

Niente di male può accadere nella vita a chi è nato qui. Dove nidificano le cicogne, che portano i bambini da un altro mondo, da un altro tempo.

Un posto da libro delle favole, e invece no, non una favola ma una storia vera.

A Storchnest, oggi Osieczna, nella Polonia occidentale, il 12 agosto 1871 nasceva da una famiglia ebrea Julius Kronheim. A metà del XIX secolo un abitante su cinque apparteneva alla comunità ebraica. All'epoca della creazione dell'impero, un'ondata migratoria si riversò nella cittadina: le destinazioni erano la nascente metropoli di Berlino, da una parte, e dall'altra l'America.

Anche la famiglia di Julius Kronheim doveva essere tra quelle che volevano cercare lontano la loro felicità futura, tanto che già nel 1893, a soli 22 anni, il giovane aveva creato nella capitale del Reich un cappellificio, che diresse fino a quando l'azienda, a partire dal 1938, non fu costretta a una forzata arianizzazione. Aver sposato una tedesca, lo protesse inizialmente dalla deportazione prevista dalle leggi vigenti sui cosiddetti *matrimoni misti*, ma dopo la morte della moglie Else, nell'estate del 1944, questo stato d'eccezione svanì e così Julius Kronheim decise, all'età di 73 anni, di nascondersi a Berlino. Con l'aiuto dei coniugi Wiegand, che lo accolsero insieme ad altri clandestini nella loro residenza a Charlottenburg, riuscì a rimanere nell'anonimato fin verso la fine del 1944. Quando quel nascondiglio fu fatto saltare in aria, tutte le persone che lo occupavano vennero immediatamente arrestate. Nel febbraio 1945 Kronheim fu trasferito in un campo di raduno per ebrei, a Berlino Wedding, e il 27 marzo fu caricato sull'ultimo treno di deportati partito dalla stazione ferroviaria di Grunewald per il ghetto di Terezin.

Insieme a lui, diciassette persone che sarebbero state annientate a poche settimane dal crollo definitivo del Terzo Reich.

Da quando, qualche anno fa, mi è capitato di passeggiare lungo il binario 17 della stazione ferroviaria di Grunewald, dove sono meticolosamente annotati le date delle deportazioni e il numero dei deportati, non sono più riuscita a togliermi dalla testa quelle diciotto persone: quella piccola nota a piè di pagina nella possente macchina dello sterminio.

Chi erano costoro, i detenuti di quell'ultimo treno di trasporto, il 117esimo, partito per Terezin da una Berlino a quel tempo già completamente distrutta?

Quali pensieri e sentimenti potrebbero aver attraversato la loro mente?

La considerazione disperata: *ce l'avevo quasi fatta*.

Ma ovviamente è del tutto illusorio, forse anche un atto di presunzione, cercare di immaginare cosa realmente sente un essere umano in una situazione così estrema.

Trema.

Diciotto esseri umani.

Diciotto personalità.

Uno potrebbe essersi addormentato per la stanchezza, un altro per la stanchezza potrebbe essere rimasto sveglio.

Uno potrebbe aver pensato: *non ci vorrà ancora molto*; un altro: *adesso è proprio finita*.

Nel mezzo: tutti quegli stati d'animo che mutano continuamente, ai quali siamo tutti perennemente esposti, non solo in situazioni disperate, senza mai riuscire a prendere il controllo delle situazioni in cui ci troviamo in quel momento.

Diciotto esseri umani.

Diciotto personalità.

Diciotto destini in merito ai quali - a parte i dati essenziali come nome, data di nascita e professione - ho potuto recuperare soltanto qualche notizia in più.

Quando ho iniziato le mie ricerche, ignoravo che quello stesso giorno, il 27 marzo 1945, un altro treno di deportati, il cosiddetto 63, era partito da Berlino. Un trasporto diretto a est: con i dodici uomini che si trovavano effettivamente nel campo di concentramento di Sachsenhausen, a nord della capitale, e le tredici donne che dovevano essere trasferite a Ravensbrück nel Brandeburgo. Data la confusione che regnava in quel particolare momento nei campi, da ultimo fu presa la decisione di unire i due convogli. Di certo sappiamo soltanto che sono arrivati insieme a Terezin il 28 marzo.

Pensavo che questo convoglio fosse in realtà l'ultimo partito dal Reich tedesco, ma poi ho scoperto - i dati sono facilmente reperibili su Internet - che l'ultimo trasporto di deportati ha avuto luogo il 15 aprile, tre settimane

prima della capitolazione, da Amstetten, un campo esterno di Mauthausen, a Terezin.

In questo:

Settantasette persone.

Settantasette personalità.

Storie di vita.

Preferenze e antipatie.

Pregi e debolezze caratteriali.

Segreti e ricordi.

Ma torniamo indietro:

Alle quarantaquattro persone in totale che risultano iscritte nelle due liste di trasporto da Berlino del 27 marzo 1945.

Come hanno fatto a resistere così a lungo?

In quali condizioni sono sopravvissute fin *quasi* alla fine in una Berlino completamente distrutta?

Dal 2008, il *Memoriale degli Eroi Silenziosi*, ubicato inizialmente nelle immediate vicinanze del *Museo dell'Officina per Non Vedenti Otto Weidt* e dal 2015 parte integrante della mostra permanente del *Museo della Resistenza Tedesca*, ci permette di farci un'idea delle incredibili vicende degli Ebrei che si sono nascosti e di chi li ha aiutati.

E risulta subito chiara una cosa: che non esistono due destini simili.

Estremamente *varie e stratificate*, sorprendenti e ambigue, insondabili quanto la vita stessa sono le prove e le tribolazioni umane che si possono conoscere qui. È impossibile calarsi in situazioni così complesse, imperscrutabili e imprevedibili, arrogandosi magari la presunzione di un giudizio morale.

Anche la domanda abbastanza ovvia, posta tante volte con le migliori intenzioni educative, *come mi sarei comportato io?*, risulta del tutto fuori luogo: cosa potremmo mai sapere preventivamente di noi stessi, prima di essere a tutti gli effetti messi alla prova?

Piccola digressione.

Il problema del nostro mondo, regolato quasi completamente da una serie abnorme di procedure tese all'ottimizzazione, è che le persone non vengono quasi mai messe alla prova e quindi vengono private della possibilità di scoprire chi veramente sono, chi potrebbero essere.

Nel migliore *e* nel peggiore dei casi.

E in tutte quelle situazioni intermedie della vita nelle quali un piccolo gesto è capace a volte di fare una grande differenza.

Ma torniamo indietro:

Alla lista del cosiddetto *Trasporto Anziani* per Terezin.

Una situazione che è quasi come salire su un mezzo di trasporto pubblico e non sapere di fronte a chi ti troverai seduto.

Un gruppo casuale di persone, diverse per sesso e origini, che hanno un'unica cosa in comune: sono ebrei.

(Ma forse sarebbe opportuno precisare meglio: che furono dichiarati *tali* dai nazionalsocialisti.)

E che devono, quindi, essere sterminati.

Nessuno ha scelto di fare questo *viaggio*.

Ma tutti hanno pagato per farlo.

Si tratta di un ulteriore dettaglio.

Che ho scoperto una volta per caso: che per gli ebrei deportati – così come per l'esecuzione della condanna a morte dei combattenti della resistenza – veniva emessa la fattura per le spese di viaggio.

Il che, su un piano strettamente commerciale, pone i treni dei deportati sullo stesso piano di un qualsiasi altro servizio di trasporto pubblico.

Chi erano, dunque, i casuali compagni di sventura di Julius Kronheim, fabbricante di cappelli di Berlino, imprenditore di successo, in un mondo dove tutti portavano il cappello, e che in seguito, nonostante l'età avanzata, aveva sfidato il destino entrando in clandestinità?

Salvo tre eccezioni, si trattava di persone anziane e anche molto anziane, per lo più uomini e donne sopravvissuti agli anni delle persecuzioni protetti dall'esistenza di un coniuge tedesco. I più giovani tra loro sono rubricati nella sezione *Osservazioni* come *ebrei confermati*, un'espressione usata nel gergo nazista per indicare quei *meticci ebrei* che, a differenza degli ebrei assimilati e spesso convertiti, continuavano a ritenersi a tutti gli effetti membri della comunità religiosa ebraica.

La procedura seguita nei loro confronti non era sempre uniforme ed era soggetta a un certo grado di discrezionalità nella considerazione delle rispettive identità – nonostante si manifestassero, già a partire dal 1942, crescenti spinte ad appropriarsi anche di questo gruppo di persone, da *utilizzare*, almeno inizialmente, come manodopera forzata in uno dei tanti campi di lavoro del Reich.

La modista quarantaseienne Gertrud Cohnreich, il bottaio sedicenne Gernot Klein, la corsettista trentenne Regina Postrong e il sarto ventitreenne Alfred Simonowitz: in qualche modo, questi cosiddetti *ebrei confermati* devono essere riusciti a nascondersi nel periodo della guerra, o meglio a celare la loro vera identità prima di essere smascherati sul finire del conflitto: magari per una parola incauta, in seguito a una denuncia, per una banale coincidenza.

O, semplicemente, perché non riuscivano a controllare il tremore delle mani, quando erano costretti ad esibire i loro documenti contraffatti.

Su Alfred Simonowitz, il giovane sarto nato nel 1922 a Tilsit, ho trovato una breve voce nel *Database dei Sopravvissuti e delle Vittime dell'Olocausto* del Museo Memoriale Americano dell'Olocausto.

Immagino che il giovane sia andato negli Stati Uniti, a guerra conclusa, per iniziare, come suol dirsi, una nuova vita da quelle parti.

Ma sarà stata davvero una nuova vita? Un successo, come ripetono spesso gli americani – magari anche inventato, se necessario?

Alfred Simonowitz avrà raccontato ai figli la sua giovinezza?

Oppure si sarà quasi dimenticato di quel periodo di silenzio, avrà quasi dimenticato se stesso – e saranno stati i suoi figli a chiedersi, al posto suo, da dove mai provenissero i loro cupi sogni?

Sono soltanto congetture.

Non è dato sapere.

Non so nulla della vita di Alfred Simonowitz e non mi sento di inventarla.

Perché tutto può essere andato in un modo completamente diverso.

Qualche notizia in più sono riuscita a trovarla su due donne che furono costrette a fare quel *viaggio* insieme ad Alfred Simonowitz, che per loro era probabilmente un perfetto sconosciuto.

In primo luogo, la già menzionata creatrice di corsetti, Regina Postrong nata Schönberg, per la quale nel 2010 a Berlino è stata posata una *pietra d'inciampo*. Regina Postrong fu battezzata cristiana protestante, ma poi, dal 1935, con l'entrata in vigore delle leggi razziali di Norimberga, fu di nuovo considerata ebrea.

Non sappiamo come abbia passato gli anni della guerra da giovane donna nubile, forse anche con un bambino piccolo; non ne sappiamo niente.

Si può solo immaginarlo: continue corse da un quartiere all'altro.

Una vita in costante tensione e paura della morte, di essere scoperta.

Lo immagino.

La verità è che non so niente della sua vita. Dei suoi sentimenti. Di quel mondo interiore che plasma le nostre vite in modo irripetibile.

Il nome di Regina Postrong compare altre due volte in vecchi elenchi, prima che il resto della sua esistenza si dissolva nel buio: nel 1948, nella lista degli ospiti di un campo per sfollati a Bamberg e, poco dopo, su quella dei passeggeri di un piroscafo partito da Brema e diretto negli Stati Uniti.

Era abbastanza giovane per cercare di ricominciare da capo.

E forse, in qualche modo, ci è anche riuscita.

Anche per l'ultima persona sulla lista dei deportati, Estella Marchand nata Pschatowska, di 66 anni, l'unica ad essere contrassegnata dal marchio nazista della *Custodia Protettiva*, c'è una *pietra d'inciampo* posata nel 2015 in Attilastraße a Berlino Steglitz, suo ultimo luogo di residenza.

Nell'era nazista, quelli chiamati *detenuti in custodia protettiva* erano persone che venivano imprigionate arbitrariamente, senza nessun mandato giudiziario, e deportate nei campi di lavoro o di concentramento. Rimane sconosciuto il motivo per cui Estella Marchand sia stata inserita in questo gruppo particolare.

Quello che si sa con certezza è che era nata in Russia, figlia del commerciante ebreo di pellicce Samuel Pschotowski. Nel 1900 andò a vivere con i parenti a Berlino, dove nel 1909 conobbe il chimico e farmacista Heinrich Marchand, che sposò dopo essersi convertita alla fede cattolica. In seguito alla presa del potere da parte del nazismo, fu inizialmente protetta dalle persecuzioni grazie al suo matrimonio con un tedesco. Fu arrestata una prima volta dalla Gestapo agli inizi dell'estate del 1943 e in seguito rilasciata per l'intervento del marito, per poi essere nuovamente arrestata nel mese di agosto dello stesso anno. Dove e come trascorse il periodo successivo non è dato sapere. Il suo nome compare di nuovo solo sulla lista dei deportati del 27 marzo 1945.

Estella Marchand sopravvisse al ghetto di Terezin e dopo la liberazione del campo tornò a Berlino, dove suo marito era morto e la sua casa era stata saccheggiata e distrutta.

Solo dopo una lunga disputa legale, alla fine degli anni Cinquanta, fu riconosciuta come perseguitata dal nazismo. Morì poco prima del suo ottantunesimo compleanno, il 17 marzo 1959.

Provo a immaginare.

Niente.

Non riesco proprio ad immaginare una donna di quasi settant'anni che torna a casa dal campo di concentramento.

E non trova più nessuna casa.

Ed è troppo tardi per ricominciare di nuovo.

Estella Marchand ha vissuto a Berlino ancora per quattordici anni.

Ha visto la città distrutta riprendere a pulsare vita con nuova vita.

Voleva dimenticare le ombre del passato, doveva, voleva farlo.

Ma non poteva dimenticare, non voleva.

Ed è proprio per questo, probabilmente, che ha trovato la forza di lottare per i suoi diritti, vedendoli riconosciuti contro ogni previsione.

Nel 1959 è morta la figlia del mercante russo di pellicce.

Nel 1956 era morto Julius Kronheim, il fabbricante di cappelli di Storchnest, insieme al quale era stata deportata a Terezin.

I due si sono mai incontrati a Berlino?

C'era solidarietà tra le vittime?

Sono mai riusciti ad esprimerla?

O la vergogna di essersi incontrati in circostanze così degradanti era troppo opprimente?

Dopotutto, persone come Julius Kronheim e Estella Marchand appartenevano alla ricca borghesia cittadina.

(E dunque non sorprende che proprio il loro destino sia stato documentato con particolare cura.)

Non sappiamo invece nulla di Arnold Gerron, il mercante di Görlitz, di Else Zöllner, la sarta di Berlino, di Elisabeth Schröder, la maestra d'asilo di Amburgo, di Tana Witte di Monaco, di Georg Peretz, il portalettere di Berlino, di Hermann Focanu, il contabile di Botosani in Romania, di Reche Martha Döhm, l'artigiana di Krummfließ, di Adolf Leiserowicz, il mercante di Lipsia, di Gernot Klein, il bottaio di Amburgo, di Maria Nouché di Kerpen e di Erna Böhler di Berlino.

Il nome di Malwin Glaser, il numero 15 sulla lista dei deportati, appare nuovamente in quelle del *Database delle Vittime e dei Sopravvissuti dell'Olocausto* del *Museo Memoriale Americano dell'Olocausto*, circostanza che attesterebbe la possibilità che, nonostante la sua età avanzata – infatti al momento della deportazione aveva già 69 anni – potrebbe essere arrivato in America.

Solo di Joseph Birnbaum, il dentista settantenne di Şerbeşti in Romania, apprendo dal *Libro commemorativo delle vittime ebraiche del nazismo* custodito nell'Archivio Federale che è morto il 26 giugno 1945 a Terezin.

A tale riguardo è opportuno sapere che nei giorni immediatamente precedenti la liberazione si era verificato nel campo un focolaio di tifo dovuto

al sovraffollamento. A partire dal 20 aprile, infatti, migliaia di prigionieri completamente esausti, smagriti e malati, erano arrivati a Terezin dai campi a est, che nel frattempo erano stati chiusi, portando con sé molti morti sui carri. Date le disastrose condizioni igieniche del campo all'epoca, la malattia si era diffusa in modo incontrollato, provocando il contagio di migliaia di persone. Il triste bilancio è che, alla fine di giugno del 1945, circa 1500 ex detenuti sono morti di febbre tifoidea.

Forse anche Joseph Birnbaum.

Non lo sappiamo.

Alla fine, a prevalere è la nostra ignoranza dei fatti.

E l'immaginazione, che a volte aiuta e a volte no, qui tace.

28 marzo 1945

Insieme al 117° *Trasporto Anziani*, un secondo treno di deportati arriva da Berlino a Terezin, il 63° *Trasporto Est*, 12 uomini e 12 donne, una di loro con un neonato, un bambino di nome Michael.

I cosiddetti *Trasporti Est*, destinati direttamente ai campi di concentramento orientali, di solito partivano da una delle stazioni più trafficate di Berlino, l'*Anhalter Bahnhof*. Non erano convogli speciali, ma i vagoni venivano agganciati al treno del mattino per Praga. Deportati e viaggiatori comuni prendevano posto – c'è da immaginarlo – su un unico treno: alcuni scendevano dove ad aspettarli c'erano il lavoro, gli amici, i familiari o addirittura una vacanza; gli altri rimanevano, destinati a una morte quasi certa.

A differenza delle liste del *Trasporto Anziani*, quelle del *Trasporto Est* non contengono, nella colonna delle *Osservazioni*, nessun riferimento alle condizioni di vita dei deportati. Tuttavia, risulta subito evidente che si trattava in genere di persone più giovani, tra cui due coppie sposate, Ernst e Helene Rychwalski e Hans e Lotte Erber e la famiglia dei Meisels: la nonna Jenny, la madre Gisela, di venti anni, e il figlio di un mese, Michael.

Cosa ne sia stato di loro, purtroppo non lo sappiamo. Più documentata, invece, è la sorte dei fratelli Ralph e Rita Neumann, che, pur figurando nella *Lista Trasporti*, sono riusciti a fuggire dalla prigione all'ultimo momento, calandosi verso la libertà con una corda da bucato durante un bombardamento. Con la mediazione del cappellano del carcere, il pastore Harald Poelchau, e l'aiuto attivo della giornalista Ruth Andreas-Friedrich, i fratelli sopravvissero a Berlino fino al termine della guerra. La loro storia è ben documentata nel *Memoriale della Resistenza Tedesca*.

Sappiamo anche del sarto Sally Simoni, numero 9 della *Lista Trasporti*, che è sopravvissuto a Terezin ed è tornato, subito dopo lo smantellamento del campo, a Berlino, dove in poco tempo ha messo su famiglia. Fino al 1985 ha gestito la sua sartoria a Pankow (allora DDR) e si è impegnato nella comunità ebraica locale. Anche lui riuscì a sopravvivere solo grazie all'aiuto fidato di amici e conoscenti: una rete estremamente precaria di persone tenaci e coraggiose, che per anni hanno vissuto nella costante paura di essere scoperte e che, oltre a prendersi cura degli ebrei nascosti, sono state costrette a fare i conti con la loro esistenza quotidiana nella città bombardata.

Un risultato oggi quasi inimmaginabile: creare uno spazio, in condizioni abitative generalmente anguste, per coloro che erano minacciati di morte immediata.

Condividendo con loro le già scarse razioni alimentari.

Sopportando le inevitabili tensioni tra le persone.

Accontentandosi giorno dopo giorno dell'essenziale per la sopravvivenza.

E non per pochi giorni soltanto, ma per un periodo di tempo imprevedibile.

Con la paura costante di essere scoperti e delle conseguenze per tutti i soggetti coinvolti.

Immagino che le storie dei fratelli Neumann e di Sally Simoni possano ben rappresentare anche quelle di tutti coloro che non hanno lasciato tracce.

Chi era riuscito a sopravvivere a Berlino fino al marzo del 1945, aveva percorso un inevitabile e tortuoso sentiero fatto di sofferenze, una corsa frenetica da un nascondiglio all'altro, un susseguirsi vorticoso di emozioni fluttuanti tra la disperazione più profonda e la speranza, sempre risorgente, di una rapida fine del regime di terrore nazista.

Come hanno potuto queste persone sopportare per anni una vita del genere?

Tante volte ho cercato una risposta a questa domanda. E non ne ho trovata una che, come una saggia massima di vita, potesse costituire in qualche modo un orientamento per la mia stessa esistenza.

Nemmeno nelle memorie di Harald Poelchau, il pastore della prigione di Tegel, che, stando alle sue stesse dichiarazioni, aveva accompagnato alla loro esecuzione più di mille prigionieri condannati a morte dal 1930 fino al termine della guerra.

Quello che invece ho trovato nei suoi scritti di quegli anni: l'assenza totale di sentimentalismo e di pathos.

Una sobrietà cristallina.

Fare ciò che deve essere fatto.  
E sempre quello che è più impellente.  
Giorno dopo giorno.

Deve essere andata più o meno così, allora.

E del resto si tratta di una domanda abbastanza stupida che, come tutte le generalizzazioni, conduce inevitabilmente su una falsa pista.

Ogni essere umano è il suo mondo; e perché uno si arrenda prima ancora di iniziare e un altro riesca sempre a rialzarsi e a voltare pagina, perché uno si ritragga per indifferenza o per paura del più forte mentre l'altro trovi il coraggio di opporsi all'avversario, è uno dei misteri indecifrabili delle personalità umane.

In ogni caso.

Sappiamo solo nome, luogo di nascita, professione e giorno di deportazione del mercante Werner Freundlich (forse perché è nato a Stolp, in Pomerania, parente del pittore Otto Freundlich), del mercante Ludwig Rosenberg, del mercante Ernst Wilkan, del calzolaio Herschel Brandmann, del mercante Jacob Lewkowitz, dell'elettricista Marian Blumski, del mercante Hans Rahmann, dell'operaio generico Ernst Schlesinger, della maestra Marie Fienkiel, della famiglia Meisels, della modista Rosa Friedemann, della libraia Elisabeth Judelovitch, della tessitrice Rosa Turek, delle sorelle Hermine e Etel Klein di Varsavia, della sarta Gertrud Weisz e di Anna Michalik, anch'esse di Varsavia.

I nomi delle coppie di coniugi Erber e Rychwalski, di Herschel Brandmann e Marian Blumski, presenti nel *Database dei Sopravvissuti e delle Vittime dell'Olocausto* del Museo Memoriale Americano dell'Olocausto, lasciano intendere che anche loro potrebbero essere emigrati negli Stati Uniti, dove si perdono le tracce delle loro vite.

Mi è capitato:

Alcuni anni fa, un americano di origine ebraica mi parlò della sua infanzia nel dopoguerra nel Bronx, dove era cresciuto in un condominio i cui inquilini avevano tutti un numero sull'avambraccio.

E di come da bambino pensasse: da grande avrò anch'io il mio numero!

Non vedeva l'ora di farsi tatuare il suo numero sull'avambraccio.

Di essere finalmente un adulto tra gli adulti.

Un adulto tra gli adulti.

Significa anche capire che non c'è risposta a tutte le domande, e che quelle che riusciamo a trovare molte volte non sono quelle che ci aspettavamo. Alla domanda sulla assoluta irrazionalità degli ultimi treni di deportati, in una fase in cui la capitolazione del Reich tedesco era solo una questione di tempo, ho trovato una risposta nello storico berlinese Alfred Gottwaldt, autore di una *Cronologia delle deportazioni di ebrei*, che ritiene che tale decisione possa essere in qualche modo connessa al timore di Eichmann di non riuscire più a giustificare la sua posizione nella capitale e di essere pertanto trasferito sul fronte orientale.

Storchnest: il sogno di un bambino del paese delle fiabe.

Ma ogni infanzia, si sa, a un certo punto, finisce.

E allora inizia la vita *vera*.

E una volta che la vita vera è iniziata, non si torna indietro.

Non a Storchnest e in nessun altro luogo dove tutto ha avuto inizio.

Alla fine, Storchnest non è nient'altro che una parola, forse meno di una parola, comunque mai del tutto cancellabile dall'orizzonte della nostra più profonda conoscenza della vita com'è e come potrebbe essere.

## **Annotazione**

Tutte le informazioni che ho utilizzato in questo testo sono liberamente disponibili su Internet. Il seguente sito web, <https://www.statistik-des-holocaust.de> è particolarmente utile perché strutturato in modo chiaro. Ho cercato di verificare la loro veridicità confrontando diverse fonti. Si può ipotizzare che una ricerca più approfondita in archivi speciali potrebbe far luce anche sui profili rimasti qui non documentati. Una tale ricerca, tuttavia, dovrebbe essere piuttosto il compito di una indagine esplicitamente storica.

Berlino, agosto 2021